

SABRINA  
JANESCH

R O M A N

rowohlt  
e-BOOK

DIE  
GOLDENE  
STADT



# Die goldene Stadt

*Roman*

 rowohlt  
e-BOOK

*«Makellos geschrieben, fesselnde Figuren, Reichtum, wohin man sieht – plastisch, farbig und unvergesslich.»*

Sten Nadolny über «Die goldene Stadt»

**Peru, 1887.** Das ganze Land redet nur von einem Mann – und seiner großen Entdeckung: Augusto Berns will die verlorene Stadt der Inka gefunden haben. Das Medienecho reicht von Lima bis London und New York. Doch wer ist der Mann, der vielleicht El Dorado entdeckt hat? Alles beginnt mit einem Jungen, der am Rhein Gold wäscht und sich in erträumten Welten verliert, der später in Berlin den glühend verehrten Alexander von Humboldt befragt, um bald darauf einen Entschluss zu fassen: Er, Berns, will die goldene Stadt finden. Berns wagt die Überfahrt nach Peru, wo er eher zufällig zum Helden im Spanisch-Südamerikanischen Krieg wird, dann als Ingenieur der Eisenbahn Mittel für seine Expedition sammelt. Mit dem Amerikaner Harry Singer besteigt er die Höhen der Anden und schlägt sich durch tiefsten Dschungel – um schließlich an einen Ort zu gelangen, der phantastischer ist als alles, was er sich je vorgestellt hat.

Erst seit kurzem weiß man, dass das sagenumwobene Machu Picchu in Peru von einem Deutschen entdeckt wurde. Sabrina Janesch hat sich auf die Spuren des vergessenen Entdeckers begeben und erzählt seine aufregende Geschichte. Ein Roman von großer literarischer Kraft, der uns in eine exotische Welt eintauchen lässt - und zeigt, was es bedeutet, für einen Traum zu leben.

**Sabrina Janesch**, geboren 1985 in Gifhorn, studierte Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim und Polonistik an der Jagiellonen-Universität Krakau. 2010 erschien ihr Roman «Katzenberge», 2012 «Ambra» und 2014 «Tango für einen Hund». Für ihr Schreiben wurde Sabrina Janesch mehrfach ausgezeichnet: Sie erhielt den Mara-Cassens-Preis, den Nicolas-Born-Förderpreis, den Anna-Seghers-Preis, war Stipendiatin des Ledig House, New York, und Stadtschreiberin von Danzig. Sabrina Janesch lebt mit ihrer Familie in Münster.

*Für Benjamin und Mila*

Till a voice, as bad as Conscience, rang interminable  
changes

On one everlasting Whisper day and night repeated – so:  
«Something hidden. Go and find it. Go and look behind  
the Ranges –

Something lost behind the Ranges. Lost and waiting for  
you. Go!»

**Rudyard Kipling, *The Explorer***

## Lima, Stadt der Könige

Mit rasendem Herzen und Tintenflecken auf den Händen tritt Augusto Berns aus dem Portal des Hotel Maury. Es ist sieben Uhr morgens, die Nacht war kurz. Die Sonne steht bereits am Himmel; ihre Strahlen dringen durch die letzten Nebelbänke und lassen die Ausläufer der Anden gleißend hell aufleuchten.

Berns stützt sich auf die Knie. Feiner Pazifikdunst dringt in seine Lunge, gierig atmet er ihn ein, schmeckt Salz und Staub. Sofort wird er durstig. Den Dreiteiler nach Kleingeld abgeklopft: Wie viel ist noch da? Die Münzen werden gezählt und gleiten zurück in die Hosentasche, dann läuft Berns los.

Vor der Calle de Villalta kreuzt eine Pferdebahn, Berns tritt unter die Krone eines ausladenden Flammenbaums. Hier, im Schatten, überkommt ihn einer dieser Momente, in denen alles, was er in den vergangenen Jahren getan hat, auf seinen Schultern lastet. Er setzt sich auf eine nahe Bank und harret aus, eine halbe Stunde lang, eine ganze Stunde lang. Die ersten Geschäfte öffnen bereits, Kaufmänner hasten zu den Kontoren an der Kreuzung mit der Calle de Nuñez. Brotverkäufer ziehen vorbei, immer gefolgt von sehnigen Nackthunden, die nach allem schnappen, was von ihren Karren fällt.

Um Berns herum segeln die feuerroten Kelche des  
Flammenbaums zu Boden, ein Kolibri schwirrt auf ihn zu  
und bleibt kurz vor seinem Gesicht in der Luft stehen.  
Berns macht keine Anstalten, den Vogel zu vertreiben. Als  
er wieder freier atmen kann, das Gewicht von ihm weicht,  
steht er auf und begibt sich zum Hauptplatz der Stadt.

Auf dem weitläufigen Gelände vor der Kathedrale und  
dem Präsidentenpalast verteilen sich Fächerpalmen;  
Tauben wuseln um die Füße der Passanten, die zu den  
Geschäftsstraßen und Regierungsgebäuden eilen. Ein- und  
zweispännige Kutschen passieren die Arkaden und die  
Stände der Kräuterhändler, Schreiber, Wahrsager,  
Wunderheiler, Hexer und Affenzähmer.

Berns lenkt seine Schritte zum Brunnen in der Mitte des  
Platzes. Noch immer liegt der Geschmack von Salz und  
Staub auf seiner Zunge. Er beugt sich hinab, als wolle er  
sein Taschentuch anfeuchten, und führt etwas Wasser zu  
seinem Mund. Danach wäscht er seine Hände. Als Berns  
aufblickt, bemerkt er neben sich eine verschleierte Frau.  
Sie zwinkert ihm zu und fragt, was denn da sprudle:  
Schnaps der Helden? Welchen Gegner er denn heute schon  
bezwungen habe? Lachend geht sie davon, an ihrem  
Handgelenk blitzt ein goldenes Armband.

Berns fallen die Investoren ein, die Kapitalisten, die er  
angeschrieben hat. Was, wenn sie morgen nicht  
erscheinen, weil er ein wichtiges Detail übersehen oder

den falschen Zeitpunkt gewählt hat? Bei dem Gedanken krampft sich etwas in ihm zusammen, so stark, dass er meint, das panamaische Fieber sei zurückgekehrt.

Ein Blick auf die Uhr: Noch immer bleibt mehr als eine Stunde. Eine Stunde bis zu seiner Verabredung, das ist nichts – aber dreißig Stunden bis Huacas del Inca, wie soll man das aushalten?

Der Kiosk am Eingang zur Calle Mantas führt über ein Dutzend verschiedener Zeitungen und Magazine. Berns greift in die Auslage, überfliegt die Titelseiten von *El Nacional*, *El Comercio*, *El País*, *El Ateneo* und einiger anderer Blätter. Er findet fünf Artikel, die von ihm, Berns, und seiner Entdeckung berichten. Seiner Entdeckung! Da lässt er die Zeitung sinken, sein Blick gleitet hinüber zu den Ausläufern der Anden. Berns spürt, wie seine Handflächen feucht werden, vielleicht ist es die Aufregung, oder die pralle Sonne. Er bedankt sich beim Kioskbesitzer, lässt sich vom Schuhputzer nebenan die Stiefel polieren und geht schließlich zum Café Tortoni an der Calle Valladolid.

Zwanzig Centavos für Kaffee und Zuckerkringel, mehr als doppelt so viel wie in jeder anderen Bar der Stadt. Berns trinkt und seufzt kaum hörbar, als er in das Gebäck beißt. Er lässt sich ein Glas Eiswasser bringen, zögert den letzten Schluck Kaffee endlos hinaus, tippt noch die kleinsten Zuckerkrümel vom Teller.

Eine halbe Stunde später biegt Berns in die Calle de Espaderos ein, an deren Ende sich der Club Nacional befindet. Korallenbäume säumen das Portal, es ist nicht zu verfehlen. Vor der Treppe bleibt Berns stehen, rückt seine Krawatte zurecht, dann erst wagt er es, die Stufen hinaufzusteigen. Zweimal ist er schon hier gewesen, jedoch beide Male in Begleitung eines Clubmitglieds.

Im Empfangsraum fällt der Schein venezianischer Lampen auf Wandgemälde, gusseiserne Säulen und Brüsseler Teppiche. Die Lobby erstreckt sich über den gesamten vorderen Teil des Erdgeschosses; Marmortreppen führen in die oberen Räume, eine weit offen stehende Doppeltür erlaubt den Blick in den blauen Salon. Dort sitzen Herren auf Polstermöbeln und rauchen Zigarre. Berns kneift die Augen zusammen, kann aber auf Anhieb niemanden ausmachen, den er kennt.

In einer Nische zwischen Haupteingang und blauem Salon sitzt wie gewöhnlich der Portier Ignacio Ortiz, berüchtigt für seine Humorlosigkeit und den betäubten Gesichtsausdruck derer, die am Magen leiden.

«Heute findet kein Publikumsverkehr statt.  
Diplomatischer Besuch. Sie haben eine schriftliche  
Einladung, Señor?»

«Augusto Berns. Ich habe eine Verabredung.»

«Ist das so.» Der Blick des Portiers flackert über Berns' Anzug, die Tasche, den Hut, irgendetwas scheint nicht zu

passen. Er zögert, noch bittet er Berns nicht herein. Hinter Berns betritt eine Gruppe von soignierten Herren den Empfangsraum. Die Herren nesteln vielsagend an ihren Jacketts herum. Sie räuspern sich.

Da ist er wieder, der Gedanke an den morgigen Tag, und mit ihm kehrt die Nervosität zurück. Berns fährt sich über die Stirn, die Stimmen aus dem Salon werden lauter.

«Darf ich fragen, mit wem?»

Jetzt kommt Leben in die Gruppe am hinteren Ende des blauen Salons. Man erhebt sich von den Polstermöbeln; wenn Berns sich nicht täuscht, handelt es sich um die bolivianische Delegation, die seit gestern in der Stadt ist. Inmitten der gedrunghenen, penibel gekleideten Bolivianer erkennt er seine Verabredung. Langsam bewegt sich die Gruppe auf den Empfangsraum zu.

«Allerdings», sagt Berns und nimmt den Derby ab, ordnet sein Haar.

«Nun?»

«Ich treffe den Präsidenten.»

«Was Sie nicht sagen.» Ortiz fängt an, in seinen Papieren zu wühlen, aber da ist es schon zu spät. Das Geflüster der Männer hinter Berns verstummt, denn nun betritt die Delegation die Lobby, und in ihrer Mitte, einen Kopf größer als die Bolivianer um ihn herum, schreitet der Präsident der Republik Peru, Andrés Avelino Cáceres. Alle Blicke sind auf seine stattliche Erscheinung geheftet: die blau-weiße

Uniform mit den Epauletten, der ausladende Backenbart, das leicht hervorstehende linke Auge, das markante Kinn. Die Zeit der Bolivianer ist um, Cáceres muss zum nächsten Termin, aber noch immer reden sie auf ihn ein. Cáceres lächelt, Berns denkt: präsidential.

«Señor el Presidente», sagt Berns. Da erst bemerkt ihn Cáceres, lacht auf und schiebt sich an den Bolivianern vorbei.

Die beiden Männer umarmen sich und klopfen einander auf die Schultern.

«Augusto!», sagt Cáceres. «Ich dachte schon, du kommst nicht mehr.»

«Ich wurde aufgehalten.»

Ortiz hat jetzt plötzlich viel Papier, das er sortieren muss. Da scheint Präsident Cáceres etwas einzufallen. Er bittet um Aufmerksamkeit, scharf die Bolivianer in einem Halbrund um sich und Berns.

«Meine Herren, wissen Sie, was ein Held ist?»

Stille. Niemand rührt sich.

«Ein Held ist einer, der Glück hat. Der sich mit den richtigen Menschen zu umgeben weiß. Auch wenn Sie das vielleicht nicht glauben – aber ein Held steht niemals allein. Als wir vor über zwanzig Jahren Callao gegen die Spanier verteidigten, wer rettete mir da das Leben? Dieser Mann hier! Und danach, wer erkundete dieses Land wie kein Zweiter, vermaß es und verband seine Städte mit der

Eisenbahn? Dieser Mann hier! Wer verbrachte Jahre in den Bergen und im Dschungel, wo er eine unglaubliche Entdeckung machte? Meine Herren, dieser Mann hier ist Augusto Berns - ein Mann der Tat, ein Macher, ein ganz großer Realist!»

# I. Teil

## 1. Flussgold

Als Kind wäre Rudolph August Berns beinahe an einer Fliege erstickt, die in seine Luftröhre gelangt war. Stundenlang konnte er mit weit geöffnetem Mund und glasigen Augen dasitzen: Legionen von Römern zogen dann an ihm vorbei und überquerten den Rhein ungefähr an der Stelle, an der gerade die Fähre nach Mündelheim ablegte.

Die Römer – was war das jedes Mal für ein Spektakel! Der Rhein war plötzlich kein bleierner Fluss mehr, sondern ein reißender Strom, und drüben, auf der anderen Seite, wohnten nicht die Mündelheimer Bauern, sondern wilde Germanen, die ihr Land verteidigen würden – und Klipper Eu, unten am Ufer, mit seinem zerrissenen Mantel und der Goldpfanne, war nicht Klipper Eu, sondern Gaius Julius. Gaius Julius und seine Männer hatten ganz Gallien unterworfen, doch nun stießen sie auf den Fluss, vor dem sie gewarnt worden waren. *Rhenus* hieß das Wasser, das sie jetzt überqueren mussten; auf dem Land dahinter lag ein Fluch, und wer es betrete, so hieß es, sei dem Tode geweiht.

Hinter Gaius Julius ging ein Soldat mit Brustschild, der die römische Standarte trug. Der goldene Adler funkelte und glänzte in der Sonne. Das Trampeln Hunderter Pferde und Männer war zu hören; von irgendwoher drang ein Lied, sonderbar fern und fremd. Und da: Einige der Soldaten führten Pferde, beladen mit kostbaren Schatullen, Schätze mussten sich darin befinden, Gold- und Silbermünzen, schwer genug, einem einfachen Mann ein Loch in die Hosentasche zu reißen - und Perlenketten, Edelsteine, Goldreife, ganze Barren!

Als Gaius Julius auf die Brücke ritt, flatterte und bauschte sich sein Umhang im Wind. «Barbaricum», sagte er und legte seine Stirn in Falten. Obwohl er es nur flüsterte, drang es bis herüber zum Apfelbaum, auf dem Rudolph saß und hinunter zum Rhein schaute. Dann warf Gaius Julius einen Blick zurück nach Westen und überquerte schließlich die Rheinbrücke. Auf der anderen Seite angekommen, drehte er sich ein letztes Mal um und winkte Rudolph zu. Eine kaum wahrnehmbare Bewegung der Hand war das, unbemerkt von den Soldaten und dem Standartenträger; Rudolph aber wusste, dass die Geste einzig ihm galt, über zweitausend Jahre hinweg, und dass Gaius Julius ihn mindestens so klar sah wie er ihn.

Aber bevor Gaius Julius sich wieder abwenden konnte, um mit wehendem Umhang nach Germanien zu reiten, war da diese Fliege. Die überreifen Früchte des Apfelbaums

lockten Schwärme von Insekten an. Schmetterlinge, Bienen, Wespen und Fliegen tummelten sich auf den Äpfeln und stoben hoch bis zu Rudolchs Platz auf dem Ast. Die Arme schlaff, der Mund trocken, war sein Blick in eine andere Welt gerichtet; eine Welt ohne Fliegen, ohne empörtes Aufsummen, plötzlichen Schmerz und Hustenreiz.

Rudolph hustete sich vom Baum herunter, fuhr mit seinem Finger in den Mund und weiter in den Rachen, aber da war nichts zu holen, da war nur die Atemnot, das Röcheln - und plötzlich war da Gaius Julius, der ihn packte und nach oben hievte. Dann kam die Schwärze, die sich nach einer Zeit in die Stimme der Mutter verwandelte, in etwas Kühles unter seinem Hinterkopf, ja, in den Geruch von Bohnensuppe mit Speck und sogar in das Geheul von seinem kleinen Bruder Max. Am Ende aber verblasste auch das, und über Rudolph kreiste nur noch der goldene Adler der Legion.

Rudolph August Berns war das erste Kind des Kaufmanns Johann Berns und seiner Frau Caroline. Die beiden hatten sich in Solingen kennengelernt, wohin der junge Kaufmann geschäftlich gereist war. Neben einigen vorzüglichen Messern und anderen Stahlwaren hatte er das Bild eines Mädchens mitgebracht, das, wie er seinen Eltern versicherte, protestantischer und häuslicher kaum sein konnte. Man heiratete schnell. Der junge Mann war nicht

ganz, was sich die Eltern des Mädchens vorgestellt hatten. Aber immerhin führte er gemeinsam mit seinem Vater erfolgreich eine Weinhandlung, und so hatte man zugestimmt. Das junge Ehepaar zog in Johanns Elternhaus in Uerdingen. Es lag umgeben von Obstfeldern, die der Familie Berns seit Jahrhunderten gehörten. Kaum einen Steinwurf entfernt floss der Rhein an dem kleinen, wohlhabenden Städtchen vorbei, aus dem immer mehr Fabrikschlote gen Himmel ragten.

Das obere Geschoss des Hauses teilten sich Johann und Caroline mit Johanns Vater Wilhelm, der sich die meiste Zeit in den Geschäftsräumen im Erdgeschoss aufhielt. Die Mutter war schon lange verstorben.

«Das Geschäft kommt zuerst», sagte der alte Berns, wann immer man ihn aufforderte, mit der Familie eine Mahlzeit einzunehmen. Meist brachte das Dienstmädchen dem alten Mann einen Teller vom Mittagessen hinunter ins Erdgeschoss, wo er hastig zwischen Bottichen und Flaschen aß.

Was wäre die Weinhandlung Berns gewesen ohne den Alten, der über das Treiben wachte und die Kundschaft in Gespräche verwickelte? Nach einem Leben in Uerdingen kannte er alles und jeden, eines jeden Eltern, Kinder, Großeltern und Haustiere, ja sogar ihre Gebrechen, Vorlieben, Nöte und Sorgen. Gesprochen wurde nur von Wein.

Schon bald nahm Johann Berns zu, ließ sich einen Vollbart wachsen und verkehrte häufiger in den Schänken des Ortes. Aus dem *jungen Berns* wurde *der Berns*, der endlich von den anderen Kaufmännern beachtet und respektiert wurde. Man besuchte ihn im Geschäft, lud ihn zum Abendessen ein, und selbst der alte Melcher, Besitzer der größten Destillerie Uerdingens, schlug ihm eine Zusammenarbeit vor. Seitdem führte Berns hauptsächlich Weinbrände aus dem Hause Melcher, und natürlich den Uerdinger Doppelwacholder. Mehrere Dutzend der braunen Flaschen standen jederzeit im Regal; die vorbeiziehenden Arbeiter waren durstig und er, Berns, ein guter Verkäufer. Das Geschäft lief besser denn je. Nur eines fehlte, und das war ein Sohn.

Rudolph August kam im Jahre des Herrn 1842 auf die Welt. Rudolph, weil der Vater es so wollte, und August, weil so der Lieblingsbruder der Mutter hieß. Schon nach wenigen Jahren aber, in denen Elise und Max nachfolgten, zeigte sich, dass Rudolph August wenig vom Temperament seines Onkels an sich hatte; auch seiner pragmatischen, nüchternen Mutter glich er nicht. «Vielleicht kommt er mehr nach deiner Familie», sagte Caroline zweifelnd zu ihrem Mann, aber wirklich vorstellen konnte sie sich das nicht.

«Hans Guck-in-die-Luft» nannte ihn sein Großvater, nach der Figur aus einem Buch, das er dem Jungen geschenkt hatte. Rudolph hatte es studiert und schnell zur Seite gelegt. Ihm war nur das lieb, was er selber fand und für sich entdeckte. Nur dann, so kam es ihm vor, hatte er wirklich Anspruch darauf, nur dann war es sein und real.

Die meiste Zeit saß der Junge verträumt da und stierte unablässig auf irgendeine Sache, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Weckte man ihn aus diesem Zustand und befragte ihn nach seinem Tag oder dem Grund für die dreckige Hose oder das fehlende Geld im Portemonnaie, so bekam man die haarsträubendsten Dinge zu hören. Von schwarzen Reitern war da die Rede, von Irrlichtern, die ihn hinausgelockt hätten, von Geistern, die ihm den Weg weisen wollten zu den Verstecken römischer Schätze, von Seeungeheuern, Drachen und dergleichen mehr. Tatsächlich verspürte Rudolph eine sonderbare Verbindung zu den Legenden vergangener Zeiten und ihren sagenhaften Reichtümern. Er konnte es weder sich selber noch sonst irgendwem erklären, aber manchmal kam es ihm vor, als sei die Welt in seinem Kopf wesentlicher als die, die ihn umgab.

«Lügen», sagte die Mutter. «Ach was», sagte der Vater. «Der Junge hat Phantasie!» Aber es half nichts. Auch nicht die Erklärung des Vaters, dass Einfallsreichtum für einen Geschäftsmann mindestens genauso wichtig sei wie

sorgfältige Buchhaltung und die Fähigkeit, kritisch zu denken. Die Mutter antwortete bloß, dass er dem Jungen nicht noch mehr Flausen in den Kopf setzen solle, es sei so schon schlimm genug.

Rudolph spürte, wie etwas Scharfes seine Kehle hinabfloss. Vielleicht schmeckt so der Tod, dachte er. Scharf und süß und zugleich ein wenig nach Wacholder. Ein Ruck ging durch seinen Körper; er meinte, die Augen zu öffnen, und erkannte Vater und Mutter neben sich auf dem Boden. Auch Max und Elise waren da, heulten und versteckten sich hinter den gebeugten Rücken der Eltern. Auf der Eckbank hinten in der Stube saßen Großvater und Klipper Eu. Klipper Eu hielt ein Glas Weinbrand in der Hand, sein Atem hatte sich noch immer nicht beruhigt, so schnell war er mit dem Jungen auf den Armen ins Berns'sche Haus gerannt.

Alles schien wie immer, und doch stimmte etwas nicht: das Haar der Mutter etwa, das beständig die Farbe wechselte; der Großvater, der plötzlich ganz jung aussah; der Bruder, der sich immer wieder in seine Schwester verwandelte. Außerdem war da ein Soldat, der seelenruhig auf dem Kaminsims saß und die Beine baumeln ließ. Rudolph hatte ihn nie zuvor gesehen, und dabei kannte er doch mittlerweile so gut wie jedes Gesicht aus der römischen Legion. Es gab schmale Gesichter mit hohen Wangenknochen, breite Gesichter mit kräftigem Kinn,

olivfarbene Teints, tiefbraune, bleiche; Legionäre mit schwarzen Haaren, blonden, braunen, es war alles dabei. Die meisten trugen rundliche Helme und Kettenhemden, die von groben Gürteln zusammengehalten wurden. Aber der hier? Der merkwürdige Herr auf dem Kaminsims schien so gar nicht zu ihnen zu gehören. Die tiefliegenden Augen, der graue Bart und die scharf geschnittene Nase wären Rudolph aufgefallen, auch trug der Mann einen länglichen Helm, der von einer breiten Krempe umgeben war. Seine Vorderseite lief spitz zu, obenauf prangten gelbe und rote Federn. Woher kam der Mann, und was machte er auf dem Kaminsims? Aber so sehr Rudolph sich auch anstrengte, er schaffte es nicht, den Mund zu öffnen und ihn zu fragen.

Über all der Verwunderung bemerkte Rudolph erst spät, dass er längst seinen Körper verlassen hatte und sich neben ihm befand. Wie sonderbar das war! Ohne jede Anstrengung stand er auf, ließ seinen Körper hinter sich und betrachtete den Raum: das Sofa, auf dessen Sauberkeit die Mutter allergrößten Wert legte, die Stickerarbeit, die noch auf der Fensterbank ruhte, die Geranien, die zu sehr in der Sonne standen und bereits rötliche Blätter bekommen hatten. Das war der Raum, wie er ihn kannte, aber gleichzeitig waren da noch zehn andere Räume - Variationen desselben Raumes, andere Möglichkeiten seiner selbst. Mal war er winzig klein, dann wieder unendlich groß, mal erschien er wie auf ein Blatt gemalt,

dann wieder bogen sich die Wände wie Kautschuk. Plötzlich verwandelte sich das Haus in das Haus der Kradepohls nebenan, dann in Melchers Villa, in Klipper Eus Kate, wurde zu einem Zirkuszelt, einer mongolischen Jurte, einem Mauselloch – nichts stand fest, alles war möglich.

«Die Wirklichkeit», sagte auf einmal der merkwürdige Herr auf dem Kaminsims, «ist in Wirklichkeit nichts weiter als der kleinste gemeinsame Nenner beschränkter Geister.» Da erkannte Rudolph, dass es sich bei dem Herrn unmöglich um einen Römer handeln konnte. Der Oberkörper des Mannes war ja fest eingeschlossen in eine silberne Schale, und anstelle grober Hosen aus Leinen bauschte sich rot gestreifter Stoff über engen Stiefeln. Und dann diese Sporen! Sie klirrten, wenn sie einander streiften. Plötzlich war es Rudolph, als hätte er den Mann bereits irgendwo gesehen, doch dieser Eindruck verflog, bevor er ihn ganz fassen konnte.

«Das verstehe ich nicht», wollte Rudolph sagen, aber schon überkam ihn ein weiterer Hustenanfall. Da war es wieder, das Gefühl, im eigenen Körper zu stecken: Blut, das aus Nase und Mund fließt, Luft, die in die Lungenflügel dringt. Er spürte, wie sich dünne Ärmchen um seinen Hals klammerten. Rudolph stemmte sich hoch, dann erst öffnete er die Augen.

Als Erstes schaute er zum Kaminsims. Der merkwürdige Herr war verschwunden. Nur Klipper Eu saß noch immer in

der Ecke, das leere Glas vor sich auf dem Tisch. Großvater war eingeschlafen. Max hielt Rudolph noch immer eng umklammert, so eng, dass der Vater seinen Griff vorsichtig lösen musste. Rudolph schmiegte den Kopf in die nach Staub und Kernseife riechende Armbeuge seines Vaters. An der Tür erkannte er seine Mutter, die Doktor Lewin hereinließ.

«Atmet er?», fragte der Doktor.

«Tut er», sagte Rudolph. Dann übergab er sich.

Den Rest des Tages verschlief Rudolph. Später wurde ihm berichtet, dass er großes Glück gehabt hatte. Die Fliege war nicht in seiner Luftröhre stecken geblieben, sondern bis in die Lunge eingesogen worden. In den nächsten Tagen, so Doktor Lewin, würde Rudolph sie stückchenweise aushusten. Vorsichtshalber verschrieb der Doktor ihm Eierlebertran. Von Fliegen und anderen Insekten solle er sich vorerst fernhalten.

«Da hast du's», sagte die Mutter, als Lewin mit zwei Flaschen Cognac unterm Arm gegangen war. «Fernhalten soll er sich. Vielleicht wird es Zeit, dass du ihn zu dir ins Geschäft nimmst, Johann.»

«Ja, vielleicht wird es Zeit», sagte Johann Berns. Jede andere Antwort wäre sinnlos gewesen. Ab morgen würde der Junge seine Tage in der Weinhandlung verbringen, jedenfalls dann, wenn Caroline im Hause war und aus dem

Fenster der Stube sehen konnte, ob er sich auf der Obstwiese oder am Rhein herumtrieb. Als Rudolph davon hörte, stieg ein Schluchzen die Kehle hinauf, und er musste sich sehr konzentrieren, es nicht entweichen zu lassen. Er liebte seinen Vater, aber seine Freiheit liebte er noch ein wenig mehr.

Ein bisschen verhielt es sich wie mit dem Kaleidoskop. Vater hatte es ihm geschenkt, seither war es Rudolphs liebster Spielzeug. Auf der Hülle der kleinen Röhre waren Kinder zu sehen, die auf Pferdchen ritten oder Drachen steigen ließen. In ihrer Mitte aber, größer als sie alle, stand ein Kind, das in ein Kaleidoskop blickte. Rudolph spürte, dass dieses Kind mehr wusste und mehr sah als die anderen, die in ihr Spiel vertieft waren. Sie waren so stark mit ihrer Umgebung verbunden, dass sie gar nicht begriffen, dass die Welt unzählige Formen annehmen und in unterschiedlichen Varianten gleichzeitig existieren konnte. Dabei genügte doch ein Blick in das Kaleidoskop, um zu verstehen. Sah man durch die Röhre und bewegte sie ein klein wenig, verwandelte sich sofort, was man sah, es bog sich und nahm eine neue Gestalt an. Das Spiel der Formen und Farben war so reich und mannigfaltig, dass sich nur ein einfältiges Gemüt mit einer einzigen Variante zufriedengeben konnte.

Natürlich brauchte Rudolph das Kaleidoskop schon bald nicht mehr; wann immer er es wünschte, konnte er die Welt vor seinen weit aufgerissenen Augen zum Verschwimmen bringen und ihre zahllosen anderen Entwürfe studieren. Und was gab es dort nicht alles zu sehen! Rudolph blickte stets ein wenig mitleidig auf die anderen Kinder von Uerdingen. Sie spielten Fangen, Verstecken und ahnten nichts von dem Reichtum, der sie umgab.

Dann aber kam die Anweisung der Mutter und die Verbannung in das Geschäft des Vaters. Die Weinhandlung war ein unerträglich langweiliger Ort für einen Jungen wie Rudolph. Für einen Erwachsenen, dessen Ambitionen und Interessen weit über Uerdingen und die Rheinprovinz hinausgingen, allerdings auch. Seit Johann Berns die Weinhandlung vergrößert hatte und bei Melchers Destillerie ein- und ausging, schien ihm das Leben plötzlich einfallslos und kalkulierbar. Nur der Großvater hing an den alten Geschäftsräumen und klagte über jede Veränderung.

Es war, wie Rudolph sagte: «An diesem Ort steht selbst mein Kopf still.» Denn während Max und Elise mit der Kinderfrau im Garten spielen durften, war Rudolph in den ewigen Schatten der Eichenvertäfelungen und Schnapsbottiche gefangen. Selbst das Kaleidoskop vermochte kaum gegen die Braun- und Schwarztöne, die hier vorherrschten, anzukommen.

Wenn keine Kundschaft im Geschäft war, las der Vater Rudolph die Fortsetzungsgeschichten aus der Zeitung vor. Der alte Berns steckte währenddessen seine Nase in die Geschäftsbücher und tat so, als würde er sie prüfen. Natürlich waren seine Augen schon längst zu schlecht dafür. Von den Geschichten hatte vor allem eine das Interesse des Jungen geweckt: die Reiseberichte aus Peru von Johann Jakob von Tschudi.

Das Vorlesen dauerte entsetzlich lange, denn wann immer der Vater an eine Stelle kam, über die er sich sehr wunderte, legte er die Zeitung zur Seite und fuhr sich gedankenverloren durch den Bart. Wenn er das tat, zwirbelten sich danach die Härchen auf der linken Seite etwas schiefer empor, Rudolph kannte das bereits. «Der Mann hat sich was getraut», sagte der Vater für gewöhnlich, bevor er kurz seinen alten Herrn betrachtete und etwas leiser wiederholte: «Der hat sich wirklich etwas getraut.»

Die meisten der Geschichten handelten von den wundersamen Zuständen in den Städten und Dörfern der Anden; von schier unerschöpflichen Silberminen und dem verborgenen Gold der Inka. Gold! Viele der Berichte schienen Rudolph erfunden, so eigentümlich und frei wie seine eigenen Tagträume.

«Kann denn das alles wahr sein?», fragte er manchmal, und sein Vater wiegte den Kopf, fuhr sich ein weiteres Mal

durch den Bart und sagte, dass man diese Dinge schwerlich überprüfen könne; so gesehen seien es einfach passable Geschichten, wahr oder nicht. Eines jedenfalls stehe fest, und das sei, dass sich der Mann etwas getraut habe.

Einmal belauschte Rudolph ein Gespräch seines Vaters mit dem alten Melcher. Der Großvater war nicht dabei; er lag oben in seinem Bett, Doktor Lewin war bei ihm. Lewins Sorgenfalten wurden immer tiefer, je öfter er bei ihm vorbeisah. Eigentlich wollte Rudolph seinen Vater nicht belauschen, das meiste, was besprochen wurde, war sowieso langweilig und betraf nur den Alkohol – aber dieses Gespräch war anders. Schon wie Melcher in das Geschäft gekommen war und dem Vater vertraulich auf die Schulter geklopft hatte. Sofort hatte der Vater Rudolph fortgeschickt und einen seiner besten Weine hervorgeholt. Melcher, das wussten alle, hasste Spirituosen und trank selber nur französischen Weißwein.

«Worüber wir neulich sprachen», sagte Melcher und nahm einen Schluck. Es gehörte durchaus nicht zu seinen Angewohnheiten, die Sätze zu vollenden. Jetzt raschelte Zellophanpapier; der Vater hatte eine Packung teures Fruchtebrot aus Frankreich geöffnet.

«Ich erinnere mich sehr gut», hörte Rudolph seinen Vater sagen. Er selber versteckte sich hinter der angelehnten Tür, die zum Lager führte. Aber war das wirklich die

Stimme des Vaters? Plötzlich klang sie angespannt, aufgeregt sogar. Ein bisschen wie Rudolphs eigene Stimme, nur älter, tiefer.

«Hast du mit deiner Frau gesprochen?»

Rudolph hörte, wie etwas auf den Boden fiel. Das Miauen einer der Katzen, ein Poltern, der Vater fluchte – was er daraufhin zu Melcher sagte, drang nicht bis hinter die Tür zum Lager. Worum ging es? Melcher stellte sein Glas auf den Tresen. Er sprach jetzt etwas lauter, wie mit einem Schwerhörigen. Aber Vater hatte sehr gute Ohren. Ihm entging selten etwas.

Melcher redete immer lauter und lauter auf Vater ein, seine Stimme überschlug sich, man verstand ihn kaum. Es ging, so viel ließ sich heraushören, um die Welt, bessere Möglichkeiten und größere Märkte. Uerdingen! Was sei schon Uerdingen!

«Melcher!», sagte der Vater schließlich. «Es ist noch nicht so weit. Geht das in deinen Schädel hinein?»

Rudolph wusste nicht, dass sein Vater sich traute, so mit dem alten Melcher zu sprechen. Ebenso wenig wusste er, was es mit den größeren Märkten auf sich hatte. Eines aber lernte er an jenem Tag, und das war, dass sein Vater mit ihm nicht über alles sprach.

«Redest du nicht mehr mit mir?», fragte der Vater später, als Rudolph stundenlang schweigend neben der Tür saß.

«Nein, tue ich nicht. Geht das in deinen Schädel hinein?», fragte Rudolph zurück. Und weil er den Blick des Vaters nicht ertrug, packte er seine Mütze und rannte aus dem Haus.

Kurz überlegte er, zum Rhein zu laufen, dann entschied er anders. Anstelle der Straße hinab zum Rhein ging er die Niederstraße hinauf, in Richtung des Marktplatzes. Der Platz war ihm bisher so weitläufig vorgekommen, dass er sich, wann immer er ihn betrat, verloren vorkam. Etwas hatte sich verändert. Melchers Stimme tönte in seinem Kopf: Uerdingen! Was war schon Uerdingen!

Um auf den Markt zu gelangen, musste man an der Kolonialwarenhandlung Herbertz vorbeigehen. Rudolph stockte und blieb stehen. Säcke voller Kaffee lagen dort hinter dem Schaufenster; Schokoladentafeln türmten sich auf einem Tischchen, und über alldem hing ein ausgestopfter Affe von der Decke. Ein echter Affe! Seine Glasaugen waren auf einen unbestimmten Punkt vor dem Schaufenster gerichtet.

Sie hätten ihm wenigstens ein Stück Schokolade in die Hand geben können, dachte Rudolph und drehte sich erbost um. Dann fasste er sich ein Herz und ging zur Mitte des Marktplatzes. Jetzt stand er genau den Häusern der Gebrüder Herbertz gegenüber. Ach was, Häuser - Paläste! Drei identische Prachtbauten reihten sich da aneinander, mit drei prunkvollen Eingangstüren und drei ausladenden,